

25. Juni 2021

„Schuld, Dreck und Umkehr“

Predigt von Pfarrer Eric Haußmann

8. Sonntag nach Trinitatis, St. Marienkirche Berlin

1. Brief an die Gemeinde in Korinth, Kapitel 6, Verse 9 bis 20

**Gnade sei mit euch und Friede von Gott, unserm Vater,
und dem Herrn Jesus Christus.**

Ein Urteil ist ein Segen. Sie sprechen es aus und schaffen klare Verhältnisse. Sie urteilen und benennen die Tat. Jetzt ist klar, wer Schuld hat und schuld ist. Täter, Leidtragende, Opfer, Täterin bekommen einen Namen und ein Gesicht. Vor dem Urteil haben sie abgewogen, sich zurückgezogen, geprüft, befragt, verworfen – im besten Fall. Am Ende erklingt der Richtspruch, die Verurteilung, der Freispruch. Am Ende ist jemand verantwortlich. Am Ende stehen Erleichterung, Genugtuung und Enttäuschung.

Ein Urteil ist ein Fluch. Sie sprechen es aus und es lässt sich nur schwer wieder einfangen. Sie brandmarken einen anderen Menschen und drücken ihm oder ihr ein Siegel auf, das sich nicht wieder abwaschen lässt. Das Urteil unterscheidet zwischen dem WIR und dem oder der ANDEREN. Nach dem Urteil fühlen sich die einen rechtschaffen und den anderen blutet das Herz.

Urteile sind Fluch und Segen zugleich. Juristisch helfen Sie zu ordnen und schaffen im besten Fall Sicherheit und Gerechtigkeit. Oft sind sie leider auch zum Fallbeil über die aufrichtigsten aller Menschen geworden.

Unsere eigene christliche Tradition hat hier eifrig mitgewirkt. Wortfetzen aus Texten wurden zu Haltungen – manchmal zu Gesetzen - und später zu Urteilen über Menschen. Diese Urteile haften bis heute in unserer Welt wie die Fliegen am Kuhdreck. Und sie werden weitergetragen. Leider. Einer dieser Texte, der heilvolle Gedanken in sich trägt und zugleich dunkle Wolken am Horizont aufsteigen lässt ist der Predigttext. Hört selbst:

Oder wisst ihr nicht, dass alle, die ungerecht handeln, die gerechte Welt Gottes nicht mitgestalten werden? Täuscht euch nicht! Alle, die mit Sexualität unverantwortlich umgehen, die andere Gottheiten verehren, die in der Ehe oder in gleichgeschlechtlichen Beziehungen das Recht Gottes verletzen, indem sie sexuelle Gewalt gegen Abhängige ausüben, alle, die andere bestehlen oder gierig nach immer mehr Geld und Besitz sind, die im Rausch anderen schaden, die verleumden und ausbeuten – sie alle werden die gerechte Welt Gottes nicht mitgestalten.

Einige von euch hatten diese Ungerechtigkeiten begangen. Dennoch sind sie von euch abgewaschen, ihr seid geheiligt, ihr seid gerecht gemacht im Namen unseres Befreiers Jesus, des Messias, und durch die Geistkraft, die von unserem Gott kommt. Alles steht mir frei – aber nicht alles ist sinnvoll. Alles steht mir frei, aber nichts soll Macht über mich haben. Gott gibt Speise für den Bauch, und der Bauch braucht die Speise. Gott nimmt beides zurück. Anders die verantwortungslose Sexualität. Der Körper gehört Gott, und Gott gehört zu dem Körper. Gott hat ja den Befreier aufgeweckt und weckt uns durch göttliche Macht. Wisst ihr nicht, dass eure Körper Glieder Christi sind? Soll ich das, was zu Christus gehört, nehmen und es für verantwortungslosen Sex missbrauchen? Doch bestimmt nicht! Oder wisst ihr nicht, dass auch verantwortungsloser Sex bedeutet, zu einem Körper zu verschmelzen? Denn die zwei – so sagt die Schrift – werden zu einem Körper. Wer aber mit dem Befreier verschmilzt, teilt Geistkraft mit ihm. Meidet die ungerechten sexuellen Beziehungen. Jede Sünde, die ein Mensch begeht, geschieht außerhalb des Körpers. Wer aber verantwortungslose Sexualität praktiziert, sündigt gegen den eigenen Körper. Oder wisst ihr nicht, dass euer Körper ein Tempel der heiligen Geistkraft ist, die in euch ist und die ihr von Gott erhalten habt? Ihr gehört euch nicht selbst. Ihr seid von Gott gekauft worden. Darum: Lobt Gott mit eurem Körper.¹

¹ Bibel in gerechter Sprache, 1. Brief an die Gemeinde in Korinth, Kapitel 6,9-20

Abgewogen, sich zurückgezogen, in sich gegangen, geprüft, befragt, Gedanken verworfen haben auch die Menschen der Kirchenleitung unserer Landeskirche - der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz in den vergangenen Wochen und Monaten.

Und sie haben aufgeräumt mit überholten Urteilen, Vorurteilen und Verurteilungen innerhalb unserer Kirche, die sich wie klebrige Kaugummifäden durch die Jahrhunderte ziehen. Haben schon die Parlamente unserer Kirche vor zwei Jahrzehnten mit der Segnung und schlussendlich vor fünf Jahren mit der Trauung für alle überkommene Urteilmuster verworfen, ist vor zwei Tagen ein nächster Schritt erfolgt: Ein Bekenntnis, ein Eingeständnis der Schuld, kein Urteil.

Am Freitagabend hat unser Bischof hier in der St. Marienkirche ein Schuldbekenntnis der Kirchenleitung verlesen. Er sagte: „Ich war einer von denen, die ausgegrenzt haben.“ Er hat es verbunden mit der Bitte um Vergebung für die Urteile, die Ausgrenzung und die Verletzungen an queeren Menschen in unserer Kirche und durch Menschen aus unserer Kirche.

Am Freitagabend haben die Worte „wir erkennen“ und „wir bitten“ ein Eingeständnis und ein Bekenntnis abgeschlossen, das kein Leid ungeschehen macht. Die Worte führen uns jedoch zurück und zugleich nach vorn, näher an unseren Ursprung, zu uns selbst und zu Gott – ein urteilsfreier Ort, ein vorurteilsfreier Ort, ein Beziehung, die nur das Wort JA kennt -

das JA, um das Menschen in unserer Mitte sehnsüchtig gerungen haben als Kinder, als Jugendliche und als Erwachsene, weil sie fühlten und wussten, dass ihr Körper, ihre Liebe und ihr Selbstverständnis nicht im Einklang standen mit den Erwartungen. Dieses JA wurde ihnen verweigert und diese Weigerung hat Spuren hinterlassen.

Allen, die um dieses JA gerungen haben und immer noch ringen, ihnen gilt der Applaus.

Allen, deren Eltern immer noch nicht aussprechen können, wer ihre Kinder wirklich sind;

allen, die immer noch das Gefühl in sich tragen, dass etwas mit ihnen nicht stimmen könnte;

allen, die sich jeden Tag überwinden, ein Stück mehr von sich zu zeigen,

allen, die ihrem eigenen Spiegelbild mehr trauen als den Worten der anderen, ihnen allen gilt der größte Dank!

Abgewogen, sich zurückgezogen, in sich gegangen, geprüft, befragt, Gedanken verworfen hat sicherlich auch Paulus, als er seine Worte verfasste. Die Worte, die ich eben vorgelesen habe.

Mir stockt der Atem bei manchem Wort, das ich lese. Seltsame Erkenntnisse und keine Bitten. Warum? Weil deutlich geworden ist, welche ausschließende Wirkung dieser Text entfaltet hat und bis heute entfaltet – besonders die ersten Zeilen: Sie sind kein Urteil und keine Anleitung zu Gewalt oder Ausgrenzung. Sie sind erstmal Paulus' Erkenntnis, zu der man sich verhalten kann oder auch nicht.

Christen und Christinnen haben sich dazu verhalten. Sie haben diese Erkenntnisse, die sich auf eine antike Hafenstadt im Mittelmeerraum mit ihren Menschen bezogen, teilweise jedoch benutzt – benutzt und missbraucht zur Legitimation von Gewalt und Ausgrenzung gegen Menschen vielerlei Geschlechts, verschiedenen Lebensaltern, verschiedenster Herkunft und sozialen Standes. Und damit haben sie sich schuldig gemacht in ihrem Eifer für Gott.

Sie haben nicht die Umstände von männlichen und weiblichen Prostituierten hinterfragt, sondern sie als Menschen verurteilt.

Sie haben nicht die sozialen Zusammenhänge und Verwerfungen zwischen arm und reich, frei und gezwungen hinterfragt, sondern die Menschen in Bausch und Bogen für ihre Taten verurteilt.

Sie haben nicht zu der Liebe im Herzen ihrer Kinder geschaut, sondern jeden Verstoß gegen ihre eigenen moralischen Überzeugungen mit der Rute oder noch viel Schlimmerem bestraft.

Sie haben es geschafft, dass Menschen in den Spiegel schauen, ihnen die Tränen kommen und zu sich selbst sagen: „Du bist Dreck.“

Kein Urteil über diesen oder jenen Menschen – heute nicht. Das sei mir ferne. Nach dem Warum zu forschen ist nicht die Aufgabe meiner Predigt heute. Nach dem Anders zu forschen, das ist meine Aufgabe. Erkennen und bitten. Zuerst mich selbst, dann dich, dann die anderen und über allem Gott – erkennen und dann bitten.

Es ist nicht schwer die moralischen Irrwege der christlichen Tradition aufzuzeigen. Lebensgeschichten, ein Geschichtsbuch oder die Nachrichten berichten bis heute und immer wieder aktuell davon. Aktueller, als es mir lieb ist; aktueller, als dass ich aus dem Erkennen und dem Bitten gar nicht herauskomme.

Aktuell und Teil unserer Gemeinschaft sind aber auch die entgegengesetzten Haltungen – Gott sei es gedankt – Haltungen, die nicht die Vergangenheit stumpf reproduzieren oder Unrecht totschweigen, sondern sich selbstkritisch zu Gott und zu den anderen Menschen wenden: Missbrauch benennen, aufklären, forschen, nach den Lebensgeschichten fragen, Wut und Schmerz hören.

Sie sehen, sie erkennen und sie verstehen in den Augen und in den Körpern jedes und jeder anderen unseren Gott. Und sie sehen die Heiligkeit und Verletzlichkeit jeder Seele und jedes Körpers, die ihnen im Leben begegnen. Und sie achten diese und dreschen nicht verbal und mit den Fäusten - und womit man Menschen sonst noch verletzen kann - darauf ein.

Denn jeder und jede – und da bin ich ganz nah bei Paulus und dem Funken Evangelium in dem Text von heute – jede und jeder von uns ist ein Tempel des Heiligen Geistes; nicht nur unsere Seelen, sondern auch unsere Körper. Sie anzunehmen, sie zu lieben, ihre Grenzen zu kennen, sie wertzuschätzen so, wie sie sind, ist das erste Gebot. Dieses Recht jedem anderen Menschen auch zuzugestehen und zu schützen ist das zweite Gebot.

Wie mache ich das?

Ich erlaube mir zunächst kein Urteil: nicht über mich selbst und nicht über die anderen. Das ist wenig und zugleich schwer genug:

Ich hüte mich vor dem Urteil. Ich übe, nicht zu urteilen.

Ich respektiere zuallererst mich selbst – meinen Körper und meine Seele - und im selben Moment mein Gegenüber als einen Tempel Gottes, durch dessen Säulenhallen der Atem der Heiligen Geistkraft weht.

Ich hüte und ich übe. Ich erkenne und ich bitte.

Für den Anfang ist das viel und für heute ist das genug.

Amen

Anlässlich des Gottesdienstes zum Christopher-Street-Day am 23. Juli 2021 in der St. Marienkirche Berlin erklärte Bischof Dr. Christian Stäblein im Namen der Kirchenleitung der EKBO folgendes:

Als Kirchenleitung der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz bitten wir vor Gott und den Menschen um Vergebung dafür, dass in unserer Kirche Menschen, die als homosexuell bezeichnet wurden, ausgegrenzt und diskriminiert worden sind. Wir benennen mit dieser Erklärung öffentlich, dass Entscheidungen Irrtümer waren und Verletzungen und Verwundungen bewirkten.

Entscheidungen von Gremien und einzelnen Verantwortlichen in unserer Kirche sind im Jahr 2020 unter dem Leitwort der „Homosexualität“ erstmals dokumentiert worden. Dabei ist uns bewusst, dass der in der Vergangenheit gewählte Begriff der „Homosexualität“ auf dem Kenntnisstand heutiger Forschung einen verengenden Sprachgebrauch darstellt. Der Begriff der Homosexualität hat in der Vergangenheit Eingang in Unterlagen, Stellungnahmen, Briefe und Akten gefunden. Doch das Gesagte betrifft lesbische, schwule, bi, trans* und inter* Personen. Wir denken an alle Menschen, die queer sind und leben; wir nutzen in diesem Sinne hier die Rede von queeren Menschen, LSBTIQ.*

Die mit der Studie längst nicht abgeschlossene historische Erforschung zeigt ein zwar noch lückenhaftes, gleichwohl deutliches Bild: Obwohl es auch ein Ringen um theologische Klarheit und um die Aufhebung von Ungleichbehandlung gab, haben in den Kirchenleitungen der vergangenen Jahrzehnte Verantwortliche Diskriminierung an queeren Menschen geschehen lassen, vor allem aber ausgeübt. Queere Menschen wurden mit Befragungen konfrontiert, erlitten Kündigungen und die Entfernung aus dem Dienst. Gemeindeglieder, die in gleichgeschlechtlichen Liebesbeziehungen lebten, mussten schmerzlich erfahren, dass ihnen Respekt und Anerkennung verweigert wurden. Kirchenleitende Haltungen gegenüber queeren Menschen waren häufig geprägt von der Forderung nach einem „zölibatären“ Leben, eines „asketischen Umgangs“, „Enthaltsamkeit“, „Dezenz“ oder „Schweigegeboten“. Diese stellte und stellt in ihren Folgen einen massiven Eingriff in das persönliche Leben von Menschen dar, die in den kirchlichen Dienst eintreten wollten oder darin tätig waren. Bis vor einem Jahrzehnt war Ordinierten, die in gleichgeschlechtlichen Partnerschaften lebten und leben, das gemeinsame Wohnen im Pfarrhaus untersagt. Wir sind erschüttert über das damit verbundene Maß an Tabuisierungen und Zumutungen. Mit tiefem Respekt erkennen wir, welches Durchhaltevermögen dazu gehörte, als geoutete Pfarrperson in dieser Kirche zu arbeiten, nicht selten dazu gedrängt, gegenüber kirchenleitenden Personen sich wiederholt zu ihrer Lebensweise zu erklären. So haben queere Menschen in der evangelischen Kirche Diskriminierung erlebt. Sie wurden stigmatisiert und ausgeschlossen. Dies wurde durch eine Theologie befördert, die queeren Menschen eine Gottebenbildlichkeit absprach oder diese in Frage stellte. Wir müssen davon ausgehen, dass wesentlich mehr Menschen von diesem kirchlichen Handeln betroffen sind, als sich nach heutigem Wissensstand dokumentiert findet. Denn die damit im Zusammenhang stehenden biographischen Brüche wurden oft nicht festgehalten. Insbesondere zu lesbischen Lebensrealitäten ergibt sich noch kein klares Bild; hier ist weitere Aufarbeitung und Forschung dringend erforderlich.

In Übernahme der Verantwortung für das kirchliche Handeln in der Vergangenheit bekennen wir, dass wir einen für queer lebende Menschen jahrzehntelangen schmerzhaften Weg verantworten. Wir haben lange gebraucht zu erkennen, dass Menschen durch kirchenleitendes Urteilen und Handeln zu Unrecht Leid zugefügt wurde. Wir sind beschämt angesichts unserer kirchlichen Geschichte des Demütigens. Wir tragen als geschwisterliche Gemeinschaft Verantwortung für das Gestern und wissen doch, dass Unrecht nicht Vergangenheit ist.

Trotz dieser Erfahrungen, trotz Ausgrenzung, trotz mangelnder Akzeptanz und Anerkennung blieben Menschen, die gleichgeschlechtlich liebten und lieben, ihren Gemeinden, ihrer Kirche treu und verbunden. Diese Verbundenheit im Schmerz erfüllt uns mit großem Respekt. Als Kirchenleitung sind wir heute dankbar für dieses außergewöhnliche Zeugnis der Courage und Beharrlichkeit sowie des Glaubens. Daraus ist ein hoch wirkungsvolles, praktisches Engagement in queeren Initiativen, Netzwerken und Konventen auf allen Ebenen dieser Kirche in Ost und West gewachsen, das wir heute würdigen und für die wir dankbar sind. Denn solches Engagement hat dazu geführt, dass diese Kirche Gelegenheit fand, zu lernen und neue Wege zu gehen. Der jahrelange engagierte und mutige Kampf ermöglicht unsere heutige Haltung, gegenwärtiges Entscheiden und Leiten. Umso mehr

vermissen wir als Kirchenleitung jede einzelne Person, die es nicht mehr ertrug, in ihrer evangelischen Kirche beheimatet zu sein.

Unsere gesellschaftliche Gegenwart ist belastet mit Vorbehalten und Vorurteilen, mit historischer und auch noch immer aktueller Diskriminierung. Die kirchliche Praxis und Haltung hat in der Vergangenheit solcher gesellschaftsweiten Diskriminierung nicht widerstanden, sie hat sie zu Teilen mitgeprägt und darum auch zu verantworten. Wir erkennen, dass Kirchenleitende mit ihrem Zeugnis nicht die Kirche waren, die sie hätten sein sollen.

Wir rufen dazu auf, die noch nicht erzählten Erfahrungen und Lebensgeschichten zu Gehör zu bringen und im Gedächtnis zu halten. Wir erklären nachdrücklich und laut: Wir stehen als Kirchenleitung gemeinsam für eine Kirche der Vielfalt. Wir glauben, dass sie Gottes Wille entspringt. Alle Menschen sollen an unserer Kirche teilhaben und teilnehmen können.

Wir sind durch Gott zur Umkehr aus einer unheilvollen Geschichte von Vorverurteilungen und Verletzungen an queeren Menschen gerufen.

Wir erkennen, dass Kirchenleitende durch Beschlüsse und Entscheidungen Menschen wegen ihrer Partnerschaften und ihrer Weise zu lieben gedemütigt, ausgegrenzt und ihnen Teilhabe am Leben der Kirche verwehrt haben.

Wir erkennen, dass Menschen um ihre Chance gebracht wurden, sich beruflich oder ehrenamtlich in dieser Kirche einzubringen oder sich in ihr beruflich zu entwickeln und ihnen verwehrt wurden, ihrer Berufung durch Christus zu folgen.

Wir erkennen, dass Menschen auf eine gemeindliche oder kirchliche Anerkennung ihrer Arbeit und ihrer Person vergeblich warteten und vergeblich um Gleichstellung gekämpft haben.

Deshalb bitten wir alle Menschen, die wegen ihrer Lebensweise in unserer Kirche benachteiligt und diskriminiert wurden, um Vergebung.

Wir bitten Gott um Vergebung, wo wir Gottes Willen nicht entsprochen und Gottes vielfältigen Gaben nicht geachtet haben.

Wir bitten um Vergebung im Wissen darum, dass nur Gott allein vergeben kann, was wir als Gemeinschaft zu tragen und zu verantworten haben.

Für die Kirchenleitung

Christian Stäblein, Bischof der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz

Asking Forgiveness: A statement of the United Church of Berlin, Brandenburg, and Silesian Upper Lusatia (EKBO) on our mistreatment of queer people

23 July 2021, on the occasion of Christopher Street Day, the Berlin pride celebration

As the governing body of the United Church of Berlin, Brandenburg, and Silesian Upper Lusatia, we ask God's forgiveness and the forgiveness of our society for our exclusion of and discrimination against people we labelled as "homosexuals". With this statement, we acknowledge that these actions were wrong, and that they caused serious hurt and harm.

In 2020, we undertook the first steps to document harm caused by the decisions of church governance structures and individuals. Even as we undertook these steps, we spoke of "homosexuality". It is clear to us that this historical term is obsolete. It was used in the past in personnel files, position papers, public statements, and church records. But the church's history of harmful action impacts lesbian, gay, bi, trans and inter* people. Our reckoning with our history and our request for forgiveness extends to all queer and LSBTIQ+ lives.*

The process of documenting the church's history of harm against queer people is not complete, but a clear picture has already emerged from the research conducted thus far. Even though there is evidence of a genuine effort to achieve theological clarity and to put an end to some discriminatory practices, the history of the actions of decision-makers in the governing body of the church is a history of decades of turning a blind eye to discrimination against queer people as well as actively practicing that discrimination themselves. The church subjected queer people to abusive questioning and dismissed them from church employment. Congregations withheld respect and recognition from members of the church living in same-sex relationships. Church leadership demanded of queer people that they live in "celibacy", "asceticism", "abstinence", or "decency", or demanded that they keep silent about their sexuality. These actions and their consequences were violations of people serving or seeking to serve in the church. Until about a decade ago, the church denied same-sex couples access to pastoral housing.

We are appalled by the stigmatization we have perpetrated and the unreasonable demands it placed upon its victims. We extend our great respect to the ordained ministers of the church who persisted in their office despite the enormous strength required to do so as an outed queer person. We repeatedly demanded that queer people justify themselves and their lives to church leadership. We excluded them and made them pariahs. Behind all this was a theology that denied queer people their rightful place as children of God in the image of God. We have to assume that many more people were harmed by these practices than we are aware of or can document. The biographical catastrophes that resulted from these practices were rarely documented. Our understanding of the lived reality of lesbian church members is particularly poor, and here, more research is urgently required.

We take responsibility for the church's past actions and confess that for decades, we forced people living queer lives to walk a painful path. We took too long to recognize that the suffering that we caused queer people through our actions and decisions was unjust. We are ashamed of our church's history of humiliation. We bear responsibility to the community for the historical wrongs of our brothers and sisters and recognize that these wrongs do not confine themselves to the past. Despite their painful experiences, despite their exclusion, despite the acceptance and recognition denied to them, queer people remained faithful and connected to their church. Their faithfulness in the face of this suffering fills us with the deepest respect. As the present leadership of the church, we are grateful that they were witnesses to us of such courage, insistence, and faith. Today, the fruit of their labor is powerful, practical engagement in queer initiatives and networks at every level of our church across the former east and west. For this we extend our praise and gratitude. The work of queer people gave the church as a whole a chance to learn and recognize the other paths open to it. Decades of brave and tireless engagement changed our current position and the way we make decisions on behalf of the whole church. Understanding this makes it all the more painful to realize how much we have lost by the absence of people who no longer felt they had a home with us – in their church.

The society in which we live is still bent by prejudice and stereotypes and the burden of historical and present discrimination. In the past, the position and practice of the church did not withstand these wrongs; it contributed to them and we therefore bear a share of the responsibility for them.

We recognize that we were inadequate witnesses of faith, that the church leadership did not conduct itself as the church we should have been.

Our ears and hearts are open to the experiences and life stories that have not yet been told, and we will hear and remember them. Forcefully and clearly we say: as the leadership of this church, we stand together for a church of diversity and difference. We believe that such a church springs from God's will. Every person should have a place and a voice in our church.

God calls us to repent for our shameful history of condemnation and harm against queer people.

We confess that our policies and decisions humiliated and excluded people from the church because of their partnerships or the way they loved. That we deprived them of their rightful place in church life.

We confess that we deprived queer people of their rightful chance to work and volunteer in the church and to develop meaningful careers within it, that they were denied the chance to follow their vocation in Christ.

We confess that queer people waited in vain for the recognition they were due for their contribution to congregation and church life and that they fought in vain for equal treatment.

We ask forgiveness of every queer person whom we disadvantaged or discriminated against.

We ask God for forgiveness that we rejected God's word and ignored how manifold God's works are.

And we ask for this forgiveness knowing that it is God's alone to give, and that we bear responsibility as a community for these wrongs.

For the governing body of the EKBO

Bishop Christian Stäblein